

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

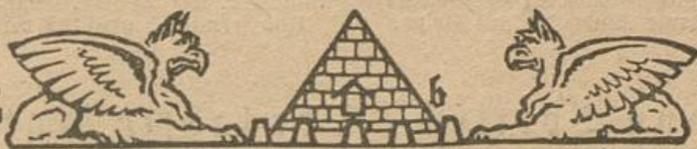
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1931

25.12.1931 (No. 52)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

20. Jahrg. No 52



25. Dez. 1931

Kurt Schede / Herr von Goethe erhält einen Christbaum.

Es war in den ersten Jahren des letzten Jahrhunderts. Das Städtchen Weimar im Lande Thüringen, das in seinen engen Gassen mehr auserlesene Geister wohnen hatte, als rechtschaffene bürgerliche Dummköpfe, steckte sozusagen bis an die Schultern im Schnee; denn es war Winter, und der Töpfermarkt vor der Peter-Paul-Kirche war mit den schönsten Tannen vom Ettersberg besetzt, die alle darauf warteten, in den Manjardenstuben der Kleinen und in den klassizistisch hergerichteten Sälen der Großen und Allergrößten die Weihnachtsfeiern mit ihrem bunten Flitter zu durchleuchten.

Die letzten Tage vor dem Christfest hatten tüchtige Arbeit gebracht. Beim Herrn Professor Schiller an der Esplanade war großes Rememachen gewesen, das dem leider kränklichen Herrn bei aller Güte und hohen Lebensauffassung zu manchem zornigen Seufzer Anlaß gegeben hatte. Die Herber-Familie hinter der Stadtkirche steckte wie ein Häuflein mürrischer Greise in ihrer Konsistorialratswohnung und ließ keinen Menschen Einblick tun in ihre Festvorbereitungen, während bei Wielands alle Türen und Tore offen standen und jung und alt helle Augen und fröhliche Herzen hatte, weil von Madame Dorothea Wieland die knusperigsten Weihnachtsstollen gebacken worden waren und Christoph Martin, der Dichter, trotz seiner Jahre munter treppauf und treppab lief und jedermann mit einem köstlichen Tabakrührlein aus seiner langen Pfeife beehrte.

Auch am Frauenplan, wo der Staatsminister von Goethe mit seiner Genossin Christiane Vulpius ein von der Mitwelt nicht sehr geschätztes, nach eigener Meinung jedoch höchst glückliches und werktätiges Leben in dem vornehmen Stadthaus führte, hatten eifrige Hände von morgens bis abends gewaltet. Den Herrn Geheimberrater hatte man in seiner Arbeitsstube gegen die Ackerwand freilich in Ruhe gelassen, die Christel aber samt ihren Helfern hatte gepuht und gewaschen, gebraten und gebacken, die düstigen Gardinen aufgehängt und alles mit Tannenreis artig geschmückt, damit das liebe Weihnachtsfest in alter würdiger Weise begangen werden konnte.

So war der Heilige Abend allmählich herangedämmert: Mit neuem Schneefall und glitzernden Eiskristallen, mit summendem Glockenton und hundert winzigen Lichtern, die von jungen Fäustern und alten abgerackerten Arbeitshänden zur Christmette in der Stadtkirche getragen worden waren. Schon war die achte Abendstunde vorbei. Da stapfte vom Marktplatz her, wo der Vater Neptun wie ein braver Knecht Ruprecht im weißen Pelzmantel auf seinem Brunnen stand, ein wunderlicher Zug durch den Schnee zum Frauentorplatz, um bei Hofbäcker Schilling gleich links in die Ackerwand einzuschwenken. Vor einer festverriegelten Pforte, die Goethes Garten von dem dahinter sich dehrenden Schloßpark absperrte, machte die kleine Gesellschaft Halt. Es waren vier dicht verummte Studenten aus Jena, die den zwei Meilen weiten Weg von der Saale zur Elm, durch Schnee und Ostwind wandernd,

zurückgelegt hatten, um dem verehrten Dichter eine besonders Christfestherbung vorzubereiten. Die Nacht mit ihren flimmernden Sternen tanzender Flocken umgab sie wie ein Mantel aus blau-schwarzem Samt. Aus ihrer Mitte ragte ein schlanker Tannenbaum verheißungsvoll bis an den oberen Mauerrand.

„Seid Ihr fertig, Amici?“

„Sumus!“

Ein leiser Flötenton gab den Sängern die Stimmlage an.

„Also, beginnen wir . . . eins, zwei, drei!“

Da flog durch die stille heilige Nacht, von kräftigen Burschenteilen gesungen, das Bundeslied Goethes zur Mauer hinauf und zu dem kleinen Fenster hinüber, wo der Dichter, von der Versicherung im Vorderhaus zurückgekehrt, bei seiner Schirmlampe saß:

In allen guten Stunden,
Erhöht von Aleb und Wein,
Soll dieses Aleb verbunden
Von uns gesungen sein . . .

Strophe um Strophe stieg zu den Wipfeln des Gartens. Einmal hatte dazwischen leise ein Fenster geklirrt, eine Tür war eilig geöffnet und wieder geschlossen worden. Als die letzten Töne schwebend verrannen, wurde der Riegel von innen zurückgestoßen und des Dichters behaglicher Diener Kräuter stand im Schein einer blakenden Dellaterne vor der harrenden Schar.

„Der Herr Geheimberrater hat den Gesang der fremden Herren gehört. Darf ich fragen, woher die Musizi kommen?“

„Eigens von Jena. Wir sind Studenten.“

„So habe ich den Auftrag, die Herren in das Haus zu bitten.“

Als wären die vier auf unredlichen Wegen, schlurften sie hinter dem Diener so leise wie möglich auf dem vom Schnee gesäuberten Pfad und setzten die Tanne beim Hauseingang ab. Eine blühende Frau um die vierzig hieß sie in der erleuchteten Tür lachend willkommen:

„Nur hereinspaziert, meine Lieben. Der Herr Geheimberrater wird nicht verfehlen, sich Ihnen persönlich zu zeigen. Inzwischen nehmen Sie wohl mit mir vorlieb.“

Es war Christiane Vulpius, des Dichters treueste Freundin, die ihre Gäste fest resolut in das Hausinnere schob. Ihre fröhlich blitzenden Augen nahmen den vieren die letzte Zaghaftigkeit.

„Wir haben dem Herrn von Goethe auch einen Christbaum mitgebracht“, sagte einer von ihnen pfiffig.

„Du liebes Gottchen, einen Christbaum? Wozu denn? Der unfre steht ja im vorderen Staatszimmer und hat vor ein paar Stunden seine Schuldigkeit getan. Doch bringen Sie ihn nur herein, der Geheimberrater wird sich über die Aufmerksamkeit freuen.“

Ein Weilchen später saß Christel mitten unter den Vierern und legte ihnen aus duftenden Schüsseln die dicksten Thüringer Klöße und den leckersten Schweinebraten vor. Und immer fort plauderte sie mit unermüdetem Eifer. Alles wollte sie wissen. Wie es in Jena

fest sei. Ob die Herren Studenten auch fleißig tanzten. Ob die Jenaer Mädchen noch immer so nett und gefällig seien, wie früher und ähnliche Scherzfragen mehr. Das Essen war bei solchem Gepflauder schnell zu Ende gegangen.

Da öffnete sich die Tür und auf der Schwelle erschien der Dichter in rostbraunem Rock und schneeweißer Binde. Die jungen Leute sprangen von ihren Sätzen empor und starrten den ehrfurchtgebietenden Mann mit den forschend auf sie gerichteten Augen wie etwas Gespenstisches an. Goethe aber trat freundlich zu jedem und gab ihm die Hand. Dabei lag ein verstecktes Lächeln um seinen Mund, und in den eben noch ernstesten Augen wurde irgendein schelmisches Geisteschen bemerkbar.

„Sie haben mein Lied sehr schön gesungen, ich danke Ihnen für die freundliche Gabe.“ Und auf die leeren Teller und Schüsseln blickend, fügte er munter hinzu: „Jawohl, das rechte Singen macht hungrig. Ich hoffe, es hat den Herren Studenten geschmeckt.“

„Die lieben Deutschen haben dem Herrn Geheimbderat noch ein anderes Christkind gebracht“, zwitscherte die Hausfrau vergnügt und wies auf die Fichte im Hintergrund.

„Wahrhaftig, ein prächtiger Baum! Und eigens von Jena hiergeschleppt?“

Die Säger duckten sich unter den sprühenden Augen.

„Das leider gerade nicht.“

„Also in Weimar erstanden? Und bloß, um mir eine Freude zu machen? Das muß man wirklich loben!“

Wieder krochen die Vier ineinander.

Der jüngste aber, ein Philologe im zweiten Semester, warf sich beherzt in die Brust: „Der Herr Geheimbderat mögen uns gütigst verzeihen. Wir sind ein paar arme Studenten mit kleinen

Beckeln und haben den Baum aus unseren Mitteln nicht kaufen können.“

Der Schalk in dem Dichterange begann von neuem zu schwärmen. „Und dennoch?“

„Vor einer Stunde haben wir ihn auf dem Töpfermarkt zu Ehren des Herrn Geheimbderats gestohlen.“

Der Dichter schaute verdutzt von einem zum andern. „Poh-tausend, das muß ich sagen, eine nette Bescherung!“

Da trat der Theologe als Aelterster einen Schritt vor. „Wir haben gemeint, unser himmlischer Vater habe seine Bäume für alle wachsen lassen. Und weil auf dem Töpfermarkt so viele standen, die niemand mehr kaufte, haben wir uns den schönsten geholt und mitgebracht. An jedem Ast hängt ein stilles Gebet, ein Wunsch, eine Huldigung aus tiefem Herzen für Eure Exzellenz und Ihr ganzes Haus.“

Der Dichter Goethe, obgleich er als erster Minister im Herzogtum für das wohlthätigste Verhalten der Untertanen Sorge zu tragen hatte, überwand den klüchtig sich regenden Unmut über die seltsame Ehrung und lachte plötzlich voller Humor: „Ihr seid ja famos nette Kerle! Ihr singt, steht und steckt Euch dann hinter den Herrgott, damit Er alle Dinge zum Besten wende. Was aber ist's mit dem Baum? Soll das gestohlene Gut etwa hier bleiben?“

„Es wäre uns eine hohe Ehre und unaussprechliche Freude“, sagte der Theologe mit ernster Feierlichkeit.

Da kehrte Goethe sich jählings um, trat zu der Tanne, deren Harzduft das Zimmer füllte, pflückte vier Zweige, und reichte jedem seiner Besucher einen tiefgrünen Brud: „Der wackern Tat ihren Lohn!“ fügte er vielsagend lächelnd hinzu. „Und jetzt zum Punsch, der, wie ich sehe, dahinten dampft.“

Und freundlich grüßend verließ er den Raum.

Hermann Bortisch / Der lahme Matthes

Eine Weihnachtsgeschichte.

Mürrisch saß der lahme, ledige Matthes in seiner Stube und schnitzte herum an einem Weiblein mit einem Regenschirm für ein Wetterhäuschen. Er war, seitdem ihm beim Baumfällen im Walde beide Beine zerquetschert worden waren, Heimarbeiter geworden einer Fabrik für Schwarzwälder-Wren und Spielfachen und wohnte bei einem Bauer in Miete in einem kleinen Schwarzwalddörfchen.

„Diese vertrackten Weibslent“, sagte er vor sich hin, „nicht genug, daß sie lebend herumlaufen und trotz aller ihrer Bosheit einem das Herz wund und weh machen, nein, man muß sie auch noch in Holz nachbilden, damit sie wütendes Wetter prophezeien können. Hätte ich nur meine gesunden Beine noch: wandern würde ich, auswandern nach Amerika aus diesem engen Nest, und die Margret könnte mir nachlaufen, wenn sie Lust dazu hätte.“

Die Margret war, wie er, so zwischen 20 und 30; wie er arm und Waise; aber sonst gar nicht wie er: nämlich kerngesund und fröhlich und voll Spassens und Lachens. Sie hatte bei seinen Hausleuten als Magd Aufstellung gefunden, wurde aber wie eine Tochter gehalten und besorgte nebenher auch den kleinen Haushalt des lahmen Matthes. Ihre lustigen Schelmereien jagte er gewöhnlich als versteckten Spott auf und doch war's ihm nicht wohl, wenn er nicht ihr frohes Singen und Lachen hörte oder wenn sie wortlos in seiner Stube aus- und einging. Er hatte sein Herz an sie verloren und wollte es sich doch nicht eingestehen.

„Du sollst zum Essen kommen“, rief eine Stimme zum offenen Zimmer hinein und schreckte Matthes aus seinem bösen Brüten auf. Er humpelte an Krücken davon und setzte sich schweigend an den großen Tisch.

„In sechs Wochen ist Weihnachten“, jubelte eines der eintretenden Kinder, das aus der Schule heimkam. „Der Lehrer hat's gesagt.“

Nun war genug Gesprächsstoff vorhanden für die Alten wie für die Jungen; jedes wußte etwas, nur der Matthes blieb verdrossen und stumm.

„Se, Matthes“, sagte Margret, „krenst du dich nicht auch ein wenig? Ich glaube, ich muß dir eine Schlafmütze mit einer grünen Bozel dran stricken, damit du im neuen Jahr weiterhin den Kopf mit Würde kannst hängen lassen; dann baumelt die Bozel hin und her und zeigt mit ihrer grünen Farbe, daß doch noch nicht alle Hoffnung auf dich ausgestorben ist.“

„Daß mich in Ruh' und kümmerst dich um deine Sachen“, entgegnete er trozig.

„Wohl, wohl, das will ich, Matthes. Ich wünsche mir nämlich von dir eine Krippe. Mein Vater selig war auch ein Holzschneider und hat uns Kindern wunderhübsche Figuren auf Weihnachten geschnitzt, aus denen schließlich eine ganze Krippe aufgestellt werden konnte. O, war das schön und lustig. So eine Krippe möchte ich wieder haben, Matthes, mit dem Jesuskindlein, mit Maria und Josef und mit den Hirten und mit Ruh und Schaf und mit.“

„und mit mir als dem Esel dazu, der dir's machte“, ergänzte halb lachend, halb böse der Matthes.

Es war bitterkalt an jenem Tage; Matthes, der sich so wenig Bewegung geben konnte, froh den ganzen Tag und beschloß, früh zu Bette zu gehen. Da fand er zu seiner großen Ueberraschung ein heißes Säckchen mit Kirschsteinen im Bett. (Das war in jener Gegend Brauch statt blecherner Wärmeflaschen.) Konnte ihm das jemand anders als Margret zuzuliebe getan haben? In dankbaren Gedanken, die sich sogar bis zu einer Hochzeit vertiegen, schlief er ein. Die Wärme des Säckchens hielt aber all die nächsten Tage noch an, nicht gerade an Lager und Leib, aber im innersten Herzen des Mannes. Die fürsorgliche, mütterliche Liebe hatte ihm so wohl getan, daß er drüber nachdachte, wie er gleiches mit gleichem vergelten könnte, und schon dadurch wurde er fröhlicher und vergaß zu murren und zu knurren.

Er kam schließlich zu dem festen Plane, Margrets kindlich-großen Wunsch nach einer Krippe zu erfüllen. Nachdem er sich in der Bibel alle Stellen herausgesucht, die von der Geburt Jesu handelten, und sich vor allem in die wunderbar-schöne Weihnachtsgeschichte im Evangelium Lukas vertieft hatte, wollte er jeder der Figuren nicht nur einen charakteristischen Zug vergangener Wirklichkeit aufprägen, sondern zugleich auch sein eigenes leid- und freudvolles Erleben hineinweben. So schnitzte er nun jeden Tag bis tief in die Nacht hinein mit inniger Anteilnahme sowohl Orten, wie Hof und Ställen, auch Stall und Krippe, Engel und Tiere, und schließlich machte er sich an Josef, Maria und das Kindlein. Josef sollte er selbst werden, er, der Matthes mit lahmen Beinen und zwei Krücken. Maria mußte Margret gleichen; aber da er nicht wagte, sie als Modell zu sich herführen zu lassen, um ja sein Geheimnis und etwa gar seine stille Liebe nicht zu verraten, so sah er das Mädchen öfters besonders scharf an, vielleicht auch ein wenig zu liebevoll; denn es fiel ihr auf und sie erwiderte seine bohrenden Blicke bald mit neckischen Grimassen und einem vorsichtigen Zeigen ihres behenden Büngelins. Matthes rächte sich dafür, indem er der Gestalt und dem Antlitz der Maria wohl die Haltung und die Züge Margrets verlieh, aber sie hatte ihnen und ließ ihre Zunge ein wenig sehen. Daneben stellte er sie so dar, daß sie sich eben über die Krippe bogen, in der einen Hand Bündeln, in der anderen ein Säckchen mit Kirschsteinen. Das Jesuskindlein ließ er die Arme emporheben, als verlange es nach der Mutter.

Am Christabend legte er die letzte Hand an seine ihm so lieb gewordenen Figuren und bemalte sie mit leuchtenden Farben.

Es war bei vielen Leuten jener Gegend Sitte, die Weihnachtsfeier der Familie am Christtag selbst am frühen Morgen zu halten; so war's auch im Hause des Matthes. Er hatte noch gearbeitet bis Mitternacht und sollte nun um vier Uhr schon wieder auf sein. Wenig Zeit zum Schlafen und Ruhen, aber genug, einen Traum für's Ewige und Unermehlliche zu haben.

Als man Matthes um dreieinhalb zum Aufstehen klopfte, wachte er auf und wußte zunächst nicht, wo er war und warum man ihn rief; seine Seele befand sich noch in einer andern Welt, losgelöst vom Leiblichen und Irdischen. Klar und deutlich stand

er noch im Traumbild, das er gehabt: er war nämlich ausgewandert, aber statt nach Newyork war er nach Bethlehem gekommen, und man wies ihm seine Herberge im Stalle an bei Josef und Maria. Da waren alle seine Menschen und Engel und Tiere, die er selbst erfunden und erschaffen; aber nicht in kleiner, hölzerner Starrheit, sondern groß und lebendig mit Fleisch und Blut. Josef war sein Doppelgänger, Maria war die leibhaftige, fröhliche, lachende Margret, das Kindlein schrie und bewegte die Hände. Die Hirten umringten ihn, nahmen ihn in die Mitte und führten ihn im Stalle herum, damit er ihr schönes Vieh lobte. Und während er alles besah, öffnete sich plötzlich das Dach: ein wunderbarer Komet war zu sehen und auf den Strahlen seines glänzenden Schweifes rutschten die Engeln mit Halo und Hofanna vom Himmel herunter direkt ins Dachgebälk hinein, wo sie sich hinsetzten und mit Harfen und Geigen die Weihnachtsbotschaft sangen:

„Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden.“

„Freust du dich nicht auch und bist du nicht auch erstaunt über all diese Wunder und über all das Große und Neue, das wir sehen und hören?“ fragte den Matthes einer der Hirten.

„Freuen tu' ich mich schon,“ erwiderte er, „aber ich bin gar nicht erstaunt, denn ich kenne alle diese Leute und Engel und euch und jeden Ecks und Eiel im Stall.“

„Dho,“ sagte ein anderer, „da mußt du weit hergekommen sein, etwa von den Sternen herunter? Ist dir auch das nicht neu, daß wie uns ein Engel im Felde erzählte, dies Kindlein Gottes Sohn sei und ein König werde, der von Ewigkeit zu Ewigkeit regiere? Und daß, daß er uns ein großes Geheimnis predigen werde, nämlich daß Gottes Vaterliebe zu uns Menschenkindern

noch größer sei als Mutterliebe auf Erden? Und daß es also ein Fest der Liebe sei, das die Engel vom Himmel locke und daß . . .“

In diesem Augenblick fuhr Matthes aus dem Traume auf. Er machte Licht; auf seinem Tisch aufgebaut sah er seine Krippe, still und verschlafen wie alles in seiner Stube.

Man nahm dann zusammen das Frühstück ein und vereinte sich hernach unter dem lichterglänzenden Weihnachtsbaum. Während die Kinder des Hauses jubelten und sich ihrer Geschenke freuten, zog Matthes Margret am Arm mit sich fort in seine Stube und schloß hinter ihr die Tür.

Ich weiß nicht, was weiter geschah; die zwei blieben lange allein. Nur der Morgenstern, die Venus, schaute freundlich und hell durchs Fenster hinein und glitzerte in seltsamer Freude. Und als vom Kirchturm des Städtchens nach althergebrachter Sitte ein Pöjannchor das Lied anstimmte:

Wie schön leucht' uns der Morgenstern,
Voll Glanz und Wahrheit von dem Herrn,
Aus Juda aufgegangen.
Du Davids Sohn aus Jakobs Stamm,
Mein König und mein Bräutigam,
Du hast mein Herz umfangen.

öffneten sie das Fenster, eins ans andere geschmiegt.

Und übers Jahr, da gab's dann doppelte Weihnacht; denn Matthes und Margret waren Mann und Frau geworden und in der Christnacht schenkte ihnen Gott ein gesundes Bublein. Auf dem Tische neben dem Bette der Wöchnerin hatte Matthes die Krippe aufgebaut, daneben stand der Weihnachtsbaum und drunter in der Wiege lag ihr Kind.

Mar Bittlich / Mariachen im Teige

Eine heitere Weihnachts- Erinnerung.

Das war im Dezember, der Schnee lag aufgetürmt wie mit Schaufeln zusammengeworfen, die Sonne räfelte sich heiß darauf, schob ihn fort, bis frische weiße Hügel vor uns lagen, gleichfalls zerflissen, so daß die Spreeniederung zum unübersehbaren stillen See wurde, aus dem sich gleich Ertrinkenden die einsamen Häuser, Schilf, Erlengebüsch, Heuschaber und Wald zur Luft rangen.

Die Flut stieg, und was kraftlos niedrigen Buchses war, wurde umgeworfen, verschlungen.

Der Frost aber, auf den ich, auf weltferner Insel, wartete, den ich bei Verwandten im einsamen Heim der Bauernkolonie ersuchte zur weissenweiten Schlittschuhfahrt, er neckte das wogende Meer lediglich. Dünne Eisbeden froren, wurden launisch zerissen.

Mitunter glitt ein Kahn an den Fenstern vorüber.

„Wohin? Wohin?“

„Del holen für die Lampe! Wenn die Kälte weiterhin nur dünnes Eis bringen sollte, so wären Fuß und Kahn ohnmächtig während der Neberschwemmung. Und wochenlang während der Sintflut in Finsternis zu sitzen, — nein, nur das nicht!“

Auf unserer Kanpe, einem der erhöht liegenden Bauerngehöfte, weilte weder Magd, noch Knecht. Der Besitzer des Hauses lag krank in der städtischen Klinik, hatte alles Vieh bis auf eine Kuh beim befreundeten Kanper Fernow untergebracht.

Frau Lehnig hoffte ihren Mann zu Weihnachten gesund wiederzusehen. Der Heilige Christ werde den Vater heimführen, so erzählte sie ihrem Mariachen. Und Christbrot solle der Gesunde essen, so viel, wie nie vorher in seinem Leben, und auch besseres solle seine Zunge nie geschmeckt haben.

Je näher uns dreien das Fest rückte, um so eifriger, rascher und lauter wurde Frau Lehnig mit ihrem Bericht.

Zwei Tage vor dem Heiligen Abend, als die schöne Erwartung des Herzens schon auf dem grenzenlos stillen Lande lauerte, in jedem Worte milchswang, begann Tante Lehnig die Arme auf besondere Art zu regen:

Mehl wurde auf dem niedrigen Ofen angewärmt, ein Backsaß erschien in der Stube, heißes Wasser ergoß sich auf hittere Mandeln, Zitronat wurde geschnitten, Hefe Butter, Milch, Zucker und Rosinen wurden sichtbar. Es begann die laute und feilliche Tätigkeit, deren überkommene hohe Einschätzung sich trotz gründlich veränderten Umständen von Mutter zu Tochter vererbt.

Auf dem Gesticht der Frau Lehnig lag höhere Weiße, während sie das „Hefestück“ bereitete, die Zutaten gleich Heiligstümmern benützte. Mit der von altersher überlieferten Wichtigkeit ging sie zu Werke, und mit ihren Worten dürsteten ehemals auch Mutter und Großmutter gegen Back- und Stubenofen gedonnert haben, weil sie ausgerechnet am bedeutungsvollsten Backtage in der einen Minute Hitze schmissen wie verrückt, in der nächsten ausgekühlt seien, um wiederum Holz zu fressen, ihre Unzuverlässigkeit fortzusetzen.

Oben war Frau Lehnig in bestem Zuge mit ihren scharfen Redensarten, da — — —

— — — ja, da! Wir drei Menschen sahen nur noch die Stubentür. Ein harter Knöchel klopfte an.

Frau Lehnigs Mund und Hände ruhten.

„Das wird doch nicht etwa — nein — wenn Vater vor uns stände, und kein Mensch hätte ihn vorher draußen vor dem Hause wahrgenommen und begrüßt, — das wäre eine ewige Schande! Schon öffnete jemand.“

„Herein auch! Schön willkommen!“ rief Frau Lehnig.

Zu uns trat eine verummelte kleine Gestalt.

„Jetzt wird's Tag!“ laute Frau Lehnig nach kurzer Erstarrung auf. „Der kleine Buschmüller kommt zu uns! Ganz allein fährt Buschmüllers Hermännchen her! Ja, was ist bei euch los, mein Jungchen, daß dich Vater und Mutter zu Rahne her-schicken, trotzdem so schlecht durchzukommen ist?“

Allerdings lasse sich der Kahn nur noch schwer schieben, so erzählte der Junge, denn stellenweise zeige sich eine dünne eisige, widerstandsfähige Decke auf den Kanälen und Fliesen. Doch zu Fuß, auf den verschlammten Wiesen, gelange man noch unsicherer voran.

„Ist was Schlimmes bei euch geschehen?“

„Mutter läßt fragen, ob Ruhme Lehnig nicht sogleich mit mir in den Kahn steigen könnte, denn ich würde wahrscheinlich, so läßt auch der Vater sagen, — ich würde noch heute ein kleines Schwesterchen oder Brüderchen kriegen, und wir hätten sonst gar keinen Beistand in der Nähe, keinen Doktor und keine kluge Frau zur Hilfe. Wir brauchen aber 'emand, weil irgend etwas bei ihr nicht in Ordnung ist, sagt Mutter.“

„Ja, wenn ein Schwesterchen beim Hermännchen einkehren will und Mutter krank ist, so muß sich unsereins freilich sofort hier losreißen, selbst wenn die Wirtschaft mitsamt dem Christbrotbacken Schaden litt! Wenn's sein muß, dann aber fix!“

Während sie zustimmte, fuhren die Hände nochmals in das geliebte Backsaß: „Lieber Gott, was wird jetzt aus dem schönen Teige! Aber vielleicht ist er noch brauchbar, wenn ich bald zurückrudern kann. Der Himmel gäbs! Sonst ade, Christbrote! Was würde Vater dabei denken! Kame gesund zu Weihnachten heim und suchte vergebens nach dem Allerbesten!“

Frau Lehnig schob den Teig auf die Decke des Kachelofens. „Uebertrieben heiß ist er nicht; hoffentlich glückt uns die Baderei trotz Unterbrechung! Daß Ihr mir keine Tür sperrangelweit aufstut, sonst erkaltet sich der Teig.“

Sie legte eine Schürze über Badtrog und Teignapf, um ihr werdendes Kunstwerk vor Zugluft zu schützen, lies noch einigemal mit gesenktem Haupte durch die Stube, befahl uns: „Gebt gut Obacht! Ich will auch bald wieder bei euch sein!“ und verließ uns.

Hochauferichtet im Kahn griff sie nach dem Ruder, stakete sie sich und Hermann davon, den Bedrängten entgegen.

Nun waren wir, Mariachen und ich, einsam in der Einsamkeit. Das alte liebe Geheimnis der Weihnachtsnähe umraunte uns, der Bericht aus dem Nachbarhause griff uns ans Herz. Die vor den Fenstern wehenden Nebel spannen uns in wunderliche Gefühle. In unserem verlorenen Winkel waren wir Opfer von Grübeleien, grenzenloser Erwartung, Vermutung. Da wurden wir von der Ehen befallen, die sich auf Blick und Wort legt, den Ton in der Kehle löst. Untertan der Nacht waren wir, die mit un-

sichtbarer Faust die Füße der Verlassenen knebelt, die Sagenden doch zu einander ruft.

Unser gequältes mattes Gespräch flackerte endlich gemacht laut auf. Wir mühten uns, etwas zu äußern, eine knallige, wenn auch einfältige Antwort zu erzwingen, nur um ein Zeichen des Lebens zu kosten. Gemeinsam starrten wir nach den Gefäßen mit dem gärenden Teige, ohne zu wissen, wieso wir die uns anbefohlene Aufmerksamkeit in irgendwelchen vernünftigen Zugriff hätten umsetzen können.

Wahrscheinlich eben so aufgerührt wie ich, eben so im Zwang fremder Gewalten, griff Mariechen am Spiegel zum Kamm, begann sie das lange Haar zu lösen, zu strählen.

Von der Ofenbank her beobachtete ich das Mädchen, ich unerfahrener, von den Mythen des anderen Geschlechts unberührter Junge. Ich war versucht, aufzuspringen, zu ihr zu eilen. Dabei zwang mich ein unbekanntes Etwas, auszuhalten. So tobte sich, wie ich viel später erkannte, eine Art Lampenfieber des Geschlechts in mir aus während dieses kribbeligen, unerhört überreizten tatlojen Abenteuers.

Derweile kämmt Mariechen ihr Haar weiter, schien sie von ihrem Tun und von der Beobachtung im Spiegel durchaus beansprucht zu sein. Blicke sie sich einmal halb um, so war sie im Handumdrehen wieder bei ihrer Sache. Sie zog das Haar vor die Brust, warf die geordneten Teile über die Schulter, war von neuem mit dem Kamm tätig.

Doch dann huben unsere Augen an, ineinander zu ruhen. Das Spiel begann mich zu erhitzen. Verirrter Knabe, suchte ich krampfhaft nach einem befreienden Zuruf, nach dem Worte, das den um uns gezogenen Zauberkreis sprengte, das Schweigen bräche.

In solcher Angst und Not löste sich ein jäher Schrei von mir, und es war, als habe er den Alp verschreckt, so, wie nachts ein uns unbekannter brüllender Helfer das uns auf Brust und Kehle hochende Ungeheuer in die Flucht schlägt.

„Was ist dir?“ fragte Mariechen und näherte sich mir. „Hast du Angst?“

„Niemals!“ lächelte ich, und um ihr meine Gelassenheit deutlich zu beweisen, begann ich ein vor der Schenke erlautetes Tanzlied zu singen:

„Dorothee, Dorothee,
Hirse, welches Korn und Klee.“

Mariechen lachte, nahm neben mir Platz, fuhr mir mit ihrem Kamm in die Haare: „Du tust, als gingst du schon zu Tanze, wie die Pärchen —“ sagte sie.

Ich wehrte ihren Arm ab: „Kämme dich lieber selbst!“

„Als ob ich damit nicht längst fertig wäre! Hast du Furcht vor mir?“

„Ich? So dumm!“

„Weißt du, jetzt essen wir zusammen Äpfel und Nüsse. Warte — ich hole gleich.“

„Ja.“ Ich nickte, um vorerst von ihr befreit zu sein.

Da kam sie mit ihrem Obstkörbchen: „So jetzt sind wir ein Pärchen.“

„Ja.“

Sie begann Äpfel zu schälen, zu zerschneiden, steckte mir manches Stück zu, packte einen langen Apfelschnitt mit den Zähnen: „Beißel!“

Ich ah, knabberte mich näher an die Spenderin heran, erwog das Ende, verlangsamte meine Tätigkeit. Sollten sich nach Mariechens Absicht unsere Lippen finden? Ich sann. Eine Pause trat ein. — Nein! Nein! rief jemand in mir. Entsetzlicher Zustand der Ungewißheit!

„Wenn — —“

Klack!

Nochmals: Klack!

Im Schreck über das unerwartete Geschehen fuhren wir zusammen, lehnten wir uns aneinander.

Wer hatte uns eine Decke über das Gesicht geworfen? Wer schloß uns Knall und Fall von der Außenwelt ab, ließ uns keinen Schritt weit sehen?

Ueber unsere Augen hatte sich, dicke Wand aus hellem Himmel, eine weiche Masse gebreitet.

Verdunktes atemloses Schweigen bis zur gemeinsamen Erkenntnis: „Ach, der Teig!“

Und als mühten wir uns nach solchem Spuk belohnen, in der Freude über die harmlose Art des plötzlichen Ueberfalls, kamen wir uns unter der Teigmasse endlich ganz nahe; die Lippen fanden sich, ohne sich am Apfelschnitt vorwärts tasten zu müssen.

Als wir uns von der Ofenbank erhoben, erkannten wir besser die tiefere Ursache der auf uns hereingebrochenen Bescherung: der Teig war zu lange sich selbst überlassen gewesen, war auf dem wärmer gewordenen Kachelofen zu stark „gegangen“, aus den Ufern getreten, hatte den Reichtum auf unsere verliebten Häupter geschmettert.

Was war zu tun nach diesem Anschlag auf unsere in Wirtnissen früher Jahre besangenen Köpfe?

Wir mühten uns, die ausgebrochene Teigmasse zu beruhigen, indem wir den weichen Teig nebst anderem erkennbarem Zuviel einem Kessel einverleibten.

Auch wuschen und kämmten wir uns, und so hatte Mariechen nochmals Gelegenheit, ihr Haar recht sichtbar fließen zu lassen. Diesmal war ich Helfer bei der Frisur, u. es wurde trotz meinem Bestand eine langwierige Arbeit. Nicht wahr, Mariechen?

Wenn du noch irgendwo über die Erde wandelst, nun vor anderem Zeugen dein Haar löstest, dem anderen deine lockenden Augen zulehrt, — gedenkst du, zur Zeit des Christbrotbackens, noch dieser vergangenen Stunde zu zweien?

Der Stunde, da ich mich in deiner lieben Gewalt befand, abgeschlossen von jedem sonstigen Leben, belohnt durch das süße Vertrauen deiner Unschuld?

Laß dich grüßen, in unbekanntem Fernen, kleine Liebel!

Altes Weihnachtslied

Gelobet seist du, Jesu Christ,
daß du Mensch geboren bist
von einer Jungfrau rein und klar,
des freuet sich der Engel Schar.

Des ewigen Vaters enig' Kind
setzt man in der Krippen find',
in unser armes Fleisch und Blut
verkleidet sich das ewig' Gut.

Den aller Welt Kreis nie beschloß,
der liegt Marien in dem Schoß;
er ist ein Kindlein worden klein,
der alle Ding' erhält allein.

Auf Erden ist er kommen arm,
damit er unser sich erbarm',
und in dem Himmel machet reich
und seinen lieben Engeln gleich.

Gelobet sei der Engel Schar,
die auch bei der Geburt war
und sang dem kleinen Kinde Lob
auf Erden und im Himmel drob.

Nun bitten wir gar herzlich,
daß du uns wollest gnädiglich
an Leib und Seel' gar wohl bewahren,
wann wir aus diesem Klend fahren.